

SIE SUCHEN HEIMAT IN DER KIRCHE

Zur kirchlichen Eingliederung von Umsiedlern und Vertriebenen

Zu diesem Thema etwas Zusammenfassendes zu schreiben, ist schwierig. Jeder Mensch hat sein besonderes Schicksal. Die Stichworte „Vertriebene“ und „Aussiedler“ rufen unzählige Bilder herauf, die eigentlich je einzeln beschrieben werden müßten und ihre besondere Würdigung erfahren sollten. Die Begrenzung auf die „kirchliche Eingliederung“ macht die Sache nicht leichter. Die Darstellung der damit angesprochenen Tiefendimension der inneren Erfahrungen und ihres Zusammenhangs mit den vielfältigen äußerlich erfaßbaren Erlebnissen muß so oder so unvollständig bleiben.

Wir können uns also nur um eine grobe Teilskizze der Verhältnisse und Geschehnisse bemühen, die die hier zu behandelnden menschlichen und vor allem religiösen Probleme so hervorhebt, daß die vordringlichen Nöte und die Notwendigkeit ihrer Beachtung und Überwindung deutlich werden.

Es muß den Betroffenen wie ihren Freunden darum gehen, daß Vertriebene und Aussiedler bei uns so bald als möglich zu Hause sind.

Für eine öffentliche Veranstaltung über die Probleme der „Aussiedler“, an der ich kürzlich teilnahm, hatte man das Thema gewählt: „Rückkehr in die Heimat oder Neuanfang in einem fremden Land“.

In den Äußerungen der Betroffenen traten beide Erfahrungen deutlich hervor: „Im Land, manchmal sogar im Ort, von wo die Vorfahren einst auswanderten, sind wir nun wieder zu Hause, freundlich und hilfreich aufgenommen, nach relativ kurzer Zeit integriert“ und andererseits: „Wir sind in eine große Krise geraten, sind überhaupt noch nicht zu Hause, sondern fühlen uns in dem rasanten Leben der Wohlstandsgesellschaft verlassen und verloren.“

Aus der Summe aller positiven und negativen Äußerungen an diesem Abend und bei vielen anderen Gelegenheiten wird eine Tendenz der Urteile deutlich: Die materielle Hilfe der staatlichen und kommunalen Stellen wendet die Gefahr der leiblichen Not ab, die uns länger bedrückenden Probleme betreffen die gesellschaftliche Eingliederung und die menschlichen Beziehungen.

Hier liegt ein Unterschied zu den Erfahrungen vor, die in den Wirren des Zusammenbruchs die extremer seelischer und leiblicher Not ausgesetzten Vertriebenen gemacht haben, deren rechtliche und soziale Probleme erst Schritt für Schritt gelöst werden konnten. Aber trotz der heute besser organisierten Aufnahmeregelung – wobei auch diese Prozedur natürlich noch ihre belastenden Nöte und Probleme in sich birgt – liegen die Schwierigkeiten der jetzt kommenden Aussiedler oft tiefer. Die einstigen Vertriebenen kamen aus deutschen Provinzen oder aus deutschen Siedlungsgebieten mit unmittelbaren intensiven Beziehungen zur Heimat und damit aus einer gerade in den schweren Jahren der Kriegs- und Vertreibungszeit synchronen Geschichte mit den Aufnahmeräumen. Die Aussiedler heute haben zusätzlich ein Stück Nachkriegsgeschichte erlebt, an dem wir nicht teilgenommen haben und das ihr besonderes Schicksal von dem allgemeinen deutschen Geschick unterscheidet. Sie sind dadurch noch ganz anders mit dem Problem der Integration konfrontiert. Der Sprung ist weiter und die Einwurzelung ist schwieriger. In besonderer Weise gilt dies für die Übersiedler aus der Sowjetunion und die mit ihrem Hiersein verbundene geistlich-kirchliche Problematik.

Zwischen dankbarer Bejahung des Schrittes über die Grenze und schmerzdem Heimweh liegen die Pole eines seelischen Spannungsfeldes, in das alle geraten, die auswandern, was immer die Gründe dafür sein mögen. Die aber, die sich unter dem Leidensdruck, der Diskriminierung und den lebensgefährdenden Bedingungen in ihrem Herkunftsland zur „Heimkehr“ entscheiden, hegen besonders große menschliche Erwartungen und sind, wenn sie in eine Gesellschaft kommen, die ganz andere, für sie fremde Züge trägt, doppelt enttäuscht. Statt der erwarteten Heimat mit einer nach ihren Vorstellungen geprägten und geordneten Volksgemeinschaft finden sie zwar das Angebot einer liberalen, mobilen und nach allen Seiten offenen Gesellschaft, nicht aber das Gefüge eines menschlichen Bezugsfeldes, in dem man sich äußerlich und innerlich schnell zurechtfinden kann und seinen angemessenen Platz bekommt.

Besonders bei gesunden und jungen Leuten funktioniert die Eingliederung in den Arbeitsprozeß meistens problemlos. Schwieriger sind dagegen die Fragen des weiteren Zusammenhalts der Familie in der gewohnten patriarchalischen Struktur und der Eingliederung in eine Gesellschaft, die den Anspruch, Heimat zu sein, kaum stellt und statt dessen nur materielle Möglichkeiten und eine auf allen Gebieten fortschreitende Freizügigkeit zur Lebensbewältigung anbietet. Loyalität und Bindung werden zwar als

Gegenleistung für die angebotene Freiheit erwartet, alle inneren und strukturellen Bindungen aber sind in Frage gestellt. Von den 10 Geboten Gottes ist in der Öffentlichkeit nicht viel die Rede. Der Wille, ein christliches Volk zu sein, wird trotz der Kircheng Zugehörigkeit der meisten Deutschen kaum mehr zum Ausdruck gebracht.

In diese Welt kommen Menschen, die in einer atheistischen Umgebung ihren christlichen Glauben festgehalten und eine strenge christliche Sittlichkeit praktiziert haben. Um ihres Glaubens willen waren sie isoliert, durch diesen Glauben aber bekamen sie inmitten und trotz dieser Isolierung Freiheit, Lebenskraft, Zuversicht und den Willen, auch in ihrer beengten Situation Sinnvolles zur Ehre Gottes zu leisten und das Leiden als ihnen auferlegtes Kreuz zu meistern. Im Kreis der Schwestern und Brüder, die durch den Feuerofen des gleichen Schicksals gegangen waren und nicht ihren Glauben verleugnet und verloren hatten, fand man Wärme und eine verpflichtende Gemeinschaft. Sie hatten Gott aus der Tiefe angerufen, und er hatte sie erhört. Sie hatten alles verloren und mußten sehen, wie viele einst feste Strukturen ins Wanken gerieten und zerbrachen, in ihrer ganz persönlichen Glaubensbindung an ihren Herrn Christus, ihren Heiland und Erlöser, waren sie fest geblieben und hatten einen Lebensstil entwickelt, der in seinem Kern vom Worte Gottes bestimmt war, das sie als Gesetz und als Evangelium ernst nahmen.

Eine wesentliche Erfahrung der evangelisch-lutherischen Deutschen in einer solchen isolierten Entwicklung ihres geistlichen und gesellschaftlichen Lebens – zum Schluß hatten sie überhaupt keine Pastoren mit theologischer Ausbildung mehr, die die Gemeindeleitung innehatten – und in einer Zeit der Verschleppung aus den Heimatgebieten, des Lagers, der Neuansiedlung nach 1955 war deshalb in allem die spürbare Diskriminierung. In der Härte der Auseinandersetzung mit ihrem Schicksal haben sich deshalb auch harte Züge ihres Lebensstils ausgeprägt. Im Angesicht eines millionenfachen Abfalls vom christlichen Glauben bildete sich, wie immer in Zeiten des Widerstandes, eine gewisse Gesetzmäßigkeit heraus, die dann auch an kleinen Dingen Anstoß nehmen konnte, die nicht der Regel und der Sitte der bedrängten Gemeinschaft entsprachen.

Auf solche Weise fest geprägt, aber auch bereit, bei einem guten Angebot sich in die neuen Verhältnisse zu schicken, stößt nun der Aussiedler auf eine Nachbarschaft, die seine tiefe religiöse Bindung nicht versteht. Auch die Christen hierzulande scheinen ihm in ihren Überzeugungen seicht und oberflächlich, ihre Liebe scheint keine Kraft, ihr Glaube keine klare Rich-

tung zu haben. In den kirchlichen Ortsgemeinden ist das Gemeinschaftsleben bar alles dessen, was man in den Stunden des Lobpreises und des Zeugnisses im Herkunftsland als selbstverständlich kannte. Man trifft auf eine anders geartete Frömmigkeit, die enttäuschend ist.

Es ist deshalb kein Wunder, wenn von den Umsiedlern immer wieder auf folgende Mängel der aufnehmenden Kirchen und Gemeinden hingewiesen wird: Statt des Wortes Gottes hört man Predigten über alle möglichen aktuellen Fragen; von diesen Predigten wird man nicht satt. Das Abendmahl wird zu selten und nicht innig genug gefeiert. Das Beten ist formal und kalt, nicht spontan wie in der heimatlichen Gemeinschaft. Es fehlt die lebendige Frömmigkeit. Die Gottesdienste sind geistlich unterkühlt; die Predigten sind viel zu kurz. Selbst dem Dankgebet fehlt Glut und Wärme. Es stört, daß man beim Beten sitzt; man vermißt das gemeinsame Gebet, bei dem alle gleichzeitig laut beten.

Man anerkennt dankbar die missionarischen und evangelistischen Aktivitäten an manchen Orten, auch die Bemühungen einzelner Pastoren, die Kräfte, die die Aussiedler durch ihre religiöse Erfahrung mitbringen, auch in der neuen Gemeinde zu nützen, aber man spürt doch, daß im ganzen der „Sonderfall“ des Rußlanddeutschen oder des Aussiedlers aus einem anderen Lande, der in die Bundesrepublik kommt, geistlich nicht begriffen ist. Für die Rußlanddeutschen wie für die anderen Aussiedler gilt, daß sie im Herkunftsland trotz aller Bedrängnis Heimat in Kirche und Gesellschaft, feste Familienstrukturen und eine Gemeinschaft hatten, in der man bereit war, um der Menschlichkeit und der Liebe willen Entsagung zu üben und das Leiden zu ertragen.

Auch das intellektuelle Angebot unserer Kirche täuscht den, der Gemeinschaft sucht, nicht über die mangelnde Liebe und Einfühlungsfähigkeit hinweg. Die Kriterien, nach den Menschen eingestuft und behandelt werden, sind fremde Maßstäbe. Die Innenseite des Lebens findet keine angemessene Berücksichtigung. So entsteht eine Einsamkeit, die nicht durch äußerliche Aktivitäten und organisatorische Versuche überwunden werden kann, sondern nur in der Erfahrung einer lebendigen christlichen Glaubensgemeinschaft gewonnen werden kann. Und diese Gemeinschaft in Christus suchen viele Aussiedler vergeblich. Sie fühlen sich nicht verstanden und angenommen.

In dieser Situation wird ihnen oft sehr laut und rücksichtslos die Frage gestellt: „Warum sind Sie hergekommen?“ Im Augenblick des neu einsetzenden Zweifels an der eigenen Entscheidung zur Aussiedelung wird von außen

so verständnislos gefragt, als wäre es im reinen Belieben des Umsiedlers gewesen, zu gehen oder zu bleiben. Jeder hatte sein schweres Stück geistlicher und geistiger Arbeit bewältigen müssen, hatte die Schikanen der Bürokratie, die Ablehnung vieler Anträge und den ersten Schock durch die ganz anderen Verhältnisse im Aufnahmeland hinter sich. Da trifft die Frage so, als ob man theoretisch und über das eigene Schicksal erhaben, mit vernünftigen Gründen seinen Schritt erläutern sollte, als ob diese aus tiefer Not geborene Entscheidung so einfach analysiert werden könnte. Nicht die vernünftige Frage nach den vernünftigen Argumenten für eine Auswanderung, sondern das Gespräch über das Schicksal mit all seinen Tiefen und Nöten, Hoffnungen und Bewährungen ist da dringend geboten. Und dieses Gespräch, diese Möglichkeit, sich auszusprechen und sich zu verständigen, dieser Raum des Vertrauens, der Geduld und der Liebe fehlen. Man brach nach Deutschland auf, um nach Hause zu kommen, und sucht immer noch nach den Brüdern und Schwestern, nach der Gemeinschaft in der Kirche und im Volk, auf dessen bewährte Charakteristika man vertraut und in dem die Grundelemente eines Krisen überdauernden Zusammenhalts vorhanden sind. Stattdessen begegnet man immer wieder neuen Fremden, die das eigene Schicksal nicht einmal kennen und sich damit wohl auch nicht belasten wollen.

Hier bricht die Frage auf, wie und wo eigentlich neue Heimat verwirklicht, gewonnen werden kann. Daß man behütet und von einer tragenden Ordnung bestimmt in einem Staate lebt, in dem das Recht gilt, in einem schönen fruchtbaren Land, ist eine wesentliche Voraussetzung des Heimischwerdens. Da aber der Mensch nicht nur Kopf, Arme und Beine, sondern auch ein Herz hat, möchte man von der Heimat mehr als die materiellen Güter. Luther hat ja sehr eindringlich in seinem Kleinen Katechismus sowohl in der Erklärung des ersten Glaubensartikels wie auch in der Erklärung der vierten Bitte des Vaterunsers von den Gaben der Schöpfung in sehr umfassendem Sinne geredet. So sagt er auf die Frage: „Was heißt denn täglich Brot?“: „Alles, was zu Leibes Nahrung und Notdurft gehört, wie Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und treue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.“

Es geht dementsprechend bei der Integration um die menschlichen Qualitäten der neuen Strukturen und um die Gewährung von Vertrauen, um Zuverlässigkeit, Beständigkeit und einen Raum für Verantwortung und Freiheit.

Aber die zitierte Bitte des Vaterunsers ist ja nur die Mitte von insgesamt sieben Bitten zwischen der Anrede und dem Beschluß.

Es geht nicht zuerst um das tägliche Brot. Die ersten drei Bitten betreffen Gottes Namen, sein Reich und seinen Willen, und die fünfte bis siebente Bitte handelt von Vergebung der Schuld, Bewahrung vor der Versuchung und Erlösung vom Bösen. Es geht beim Heimischwerden auch zuerst um den Raum für diesen Glauben an Gott, um das Zuhausesein in der Gemeinde Christi. Von dort bekommen Weltverantwortung und Bewährung im Alltag ihre Kräfte und Impulse, wie das der oft zitierte Vers vom Ehrenmal in Laboe aussagt:

Wir sind ein Volk vom Strom der Zeit,
gespült ans Erdeneiland,
voll Kummer und voll Herzeleid,
bis heim uns holt der Heiland.

Das Vaterhaus ist immer nah,
wie wechseln auch die Lose.

Es ist das Kreuz von Golgatha,
Heimat für Heimatlose.

Am klarsten sagt es die Heilige Schrift: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr. 13,14).

Von dem bleibenden, dem ewigen Bürgerrecht hat das vorläufige Bürger- und Heimatrecht sein Vorbild, von den Gaben Gottes wird die Haushalter-schaft und Herrschaft des Menschen über die Erde bestimmt, von dem ewigen Ziel her erschließen sich Sinn, Weg und Verheißung des irdischen Lebens.

So steht dem Aussiedler der Frage „Warum sind Sie hergekommen?“ die eigene Frage entgegen: „Wo finden wir hier in dem Land der Heimat unserer Väter wirklich die neue Heimat, in der wir Gott loben und danken und mit den Menschen in Frieden und Freundschaft leben können?“ Dabei ist der Platz des Glaubens eine wichtigere Frage für den Heimatsuchenden als für den Seßhaften, dem alles klar zu sein scheint. Wo ist der Ort, an dem Gott mich zur Ruhe kommen läßt, den ich annehme, weil Gott ihn mir zuteilt, an dem ich dankbar lebe, weil ich unter Gottes Schutz und Schirm bin. Die Gründe des Aufbruchs mögen sehr verschiedenartig und oft nicht einfach zu analysieren sein. Aber im Vordergrund steht die Notwendigkeit,

zum Frieden zu kommen. Man hat den Frieden Gottes in den extremen Situationen, die man durchgemacht hat, erfahren. Man sucht ihn auch in einem Stück normalen Lebens, nach dem man sich so lange gesehnt hat.

Wir haben schon oben auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß es Möglichkeiten geben muß, sich auszusprechen. Die Notwendigkeit, daß man die Möglichkeit bekommt, Gottes Wort so zu hören, daß man satt wird, ist noch dringlicher. Nur unter dem Wort wird man befähigt, so in der neuen Gemeinde mitzubeten, daß es auch da wirklich gemeinsame Anbetung Gottes, Lobpreis und Dank für seine Gaben und das Rufen aus der Tiefe aller Not wird. Wo Gottes Gebote und Gottes Barmherzigkeit gepredigt werden, wachsen Glauben und Gehorsam, daß man Gott über alle Dinge fürchtet, liebt und vertraut und die neue Gemeinschaft in Christus erfährt.

Man kann nicht die ganze Last der Integration dem einzelnen, der neu kommt, aufladen, wenn es zu einer echten Begegnung zwischen Ortsgemeinde und Aussiedler kommen soll. Man muß aufeinander zugehen, muß für einander Zeit haben und muß vor allem etwas Gemeinsames über Sinn und Zweck solcher Begegnung sagen können und dasselbe unter „Integration“ in die Gemeinde verstehen. Hier sind die Gedanken in den Köpfen der Beteiligten oft sehr verschieden. Da gibt es auf der einen Seite die intellektuelle, moralisierende, allen Pietismus diffamierende Predigt, und auf der anderen Seite die Gesetzlichkeit, die schon an Dingen Anstoß nimmt, die man theologisch als Adiaphora bezeichnet, als Verhaltens- oder Denkweisen, die verschieden sein können, ohne daß die Gemeinschaft der Christen dadurch zerbrochen wird.

Wie kann man das Problem, daß diese Begegnung weitgehend nicht funktioniert, lösen? Die Lösung liegt sicher nicht in eigenen Rezepten. Sie kann auch nicht durch allgemeine Richtlinien erreicht werden. Es kommt vielmehr auf Menschen an, die mit Glauben, Geduld und Liebe Brücken von Mensch zu Mensch bauen und sich mühen, über Voreingenommenheiten und Blockierungen hinwegzukommen. Die Kirche braucht Menschen, die einander mit Ehrerbietung zuvorkommen und miteinander sagen können: „Herr, ich hab lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt.“

Man kann nur einen „Neuling“ in eine Gemeinde hineinführen, wenn eine Gemeinde da ist. Man kann nur die Fülle der verschiedenartigen Christen in einer Gemeinde zusammenhalten, wenn der eine Herr sie als seine Glieder annimmt und sie sich um ihres Herrn willen gerade in ihrer Verschiedenheit auch gegenseitig annehmen. Hier liegt das große Verantwortungsfeld und vielleicht auch das ernste Bewährungsfeld der Gemeinden, in

die Aussiedler und Vertriebene kommen. Diese bringen die Schätze ihrer Glaubenserfahrung aus schwierigeren Situationen, sie sind geprägt von besonderen Erfahrungen des Leidens, sie können unendlich viel beitragen zum Lobe Gottes und zur Liebe zu den Menschen, sie sollten mit Dank und Freude aufgenommen werden in die Gemeinschaft der Ortsgemeinde, in der Christus der Herr sein will, wie er es war an allen Orten ihres langen Weges bis zu uns.

Woran liegt es eigentlich, daß das so relativ selten funktioniert? Warum müssen die Aussiedler bei uns und die Flüchtlinge in vielen Ländern der Erde immer wieder diese Phase der Einsamkeit und der Verlassenheit durchmachen? Warum sind unsere Kirchen nicht offener für andere, gerade für die, die im neuen Land erst dann richtig zu Hause sein werden, wenn sie in der Kirche Christi am neuen Ort zu Hause sind?

Damit diese Verständigung und der Übergang der Aussiedler in die bundesdeutschen Gemeinden ohne sonderliche Brüche und Schwierigkeiten vor sich gehen können, ist es notwendig, daß der einzelne bei der Bewältigung der Integrationsprobleme nicht ohne eine geistliche Hilfe gelassen wird, die er von vornherein anzunehmen bereit sein kann, d.h. nicht ohne die Hilfe der eigenen Brüder und Schwestern, die den gleichen Weg wie er zu gehen hatten und aus der gleichen Tradition und Erfahrung gekommen sind. Die Frage der Integration ist also nicht nur als Frage nach der individuellen Eingliederung zu verstehen, sondern muß zugleich als die Frage des kirchlichen Heimischwerdens der ganzen Gruppe behandelt werden. Die Vorstellung, daß man am besten zum Ziele kommt, wenn man die alte Gemeinschaft und die sie zusammenhaltenden inneren und äußeren Bindungen mißachtet, behindert und möglichst schnell zu Gunsten einer schnelleren Eingliederung auflöst, ist nicht nur seelsorgerlich unbarmherzig und unsachgemäß, sondern auch de facto vergeblich, ja verhängnisvoll, weil man mit äußerem Druck eine innere Entwicklung beschleunigen will, die nach ihren eigenen inneren Bedingungen ablaufen muß.

Der schnellste Weg zur Integration ist immer die in Freiheit und in gegenseitigem Ernstnehmen sich vertrauensvoll vollziehende menschliche Annäherung, bei der die bestehenden Probleme angesprochen und gelöst und nicht verdrängt werden. Hierbei sind die dazu erforderlichen Auseinandersetzungen und die Hilfestellungen der Gruppe der Aussiedler für die Einführung in die hiesige Kirche und ihre Gruppierungen von großer Bedeutung. Wenn Aussiedler „noch“ ihre eigenen Gebetsstunden und Gottesdienste miteinander feiern wollen, ist das zuerst ein geistlicher, den Glauben, die

Liebe und die Hoffnung, d.h. die neue Gemeinschaft in Christus stärkendes Verlangen und nicht der Versuch einer planmäßigen Isolierung in der sich selbst dienenden Struktur der alten Gruppe.

Die Erfahrungen mit den zerstreuten Ostkirchen unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg haben gezeigt, daß in ihrer „alten Kirche“ intensiv mitarbeitende Christen gerade dann für die „neue Kirche“ am ehesten ebenso brauchbar und hilfreich wurden, wenn sie an den alten Verbindungen in ihren Hilfskomitees und kirchlichen Gemeinschaften und an der Mitarbeit in ihnen nicht gehindert, sondern vielmehr gefördert wurden. Die geistlichen Kräfte, die in diesen sich bewußt kirchlich verstehenden „alten“ Gruppen vorhanden waren und sind, bedeuten einen Zustrom von geistlicher Kraft gerade auch für die „neue“ hiesige Kirche. Deshalb ist im Blick auf die Eingliederung die pastorale Bemühung um die Gruppe der Aussiedler und nicht nur um den einzelnen eine wesentliche und nicht übersehbare kirchliche Verantwortung. Es geht dabei also nicht in erster Linie um organisatorische und kirchenpolitische Fragen – wo sie in den Vordergrund treten, ist der „Eingliederung“ ein schlechter Dienst getan –, sondern um die wirklich geistliche Beheimatung, die nur partnerschaftlich, brüderlich, Stück für Stück vor sich gehen kann.

In weiten Kreisen unserer Kirchen ist das, wenn auch nicht immer rechtzeitig, begriffen worden. Eine lückenlose Wahrnehmung dieser Verantwortung ist aber noch keineswegs spürbar. Viel guter Wille ist nur begrenzt, nur auf das eine oder das andere gerichtet oder nur örtlich wirksam. Eine alles zusammenhaltende Gesprächs- und Aufnahmebereitschaft ist noch nicht überall vorhanden. So trifft man in verschiedenen Gegenden sehr verschieden verlaufende Prozesse.

Erfreulicherweise haben sich vor allem die zentralen kirchlichen Stellen der hier vorliegenden Nöte angenommen, wenn auch nicht so schnell, wie es wünschenswert gewesen wäre. Die EKD hat einen Beauftragten für die Aussiedlerarbeit, Pastor Siegfried Springer, eingesetzt. Die meisten Landeskirchen helfen im Rahmen ihrer Möglichkeiten bei der Lösung der praktischen Fragen. Die VELKD hat besonders die Auswahl und den Einsatz geeigneter „Prädikanten“ aus dem Kreis der Aussiedler für die pastorale und gottesdienstliche Versorgung der eigenen Gruppen wie für den kirchlichen Dienst in den Ortsgemeinden gefördert¹⁾. Viele einzelne Pastoren und gesamt-kirchlich verantwortliche Persönlichkeiten versuchen, den Nachholbedarf auf diesem Gebiete auszugleichen. Aber wie bei der Begegnung einzelner ist auch hierbei das aufgrund des gemeinsamen Bekenntnisses vorgegebene

Vertrauensverhältnis, das in Christus und seinem Wort seinen Grund hat, unabdingbar.

Auf seiten der Aussiedler, besonders bei den „Predigerbrüdern“, die in der UdSSR Gemeinden geleitet haben, ist die Offenheit für die Begegnung mit dem hiesigen kirchlichen Leben ständig angewachsen. Auf kirchlicher Seite findet man aber nicht immer die geeignetsten Partner. Hier hat deshalb die „Kirchliche Gemeinschaft der evangelisch-lutherischen Deutschen aus der Sowjetunion“ eine bedeutsame Vermittlungsaufgabe. Ihre Mitglieder stammen aus den verschiedenen „Aussiedlungsschüben“, durch sie wird die Kenntnis der heimatlichen Verhältnisse und der ersten Erfahrungen des Einlebens in Deutschland umfassend gespeichert, hier sind die Menschen mit den intensivsten persönlichen Verbindungen in das Herkunftsland, vor allem zu den Verwandten und den Glaubensgenossen, miteinander verbunden. Deshalb sollte die Kirche die Partnerschaft und den Dienst dieser Gemeinschaft wie der anderen Hilfskomitees dankbar annehmen und nicht befürchten, daß es der Isolierung dient und die Integration hindert.

Man sollte innerhalb unserer Kirchen und Gemeinden darüber hinaus auch Verständnis dafür haben, daß jemand, der von außen und aus völlig anderen kirchlichen Verhältnissen kommt, sich auch bei bestem Willen nicht sofort in den volkskirchlichen Strukturen zurechtfinden kann. Die leeren Kirchen, die Distanz, die man auch noch zwischen den Teilnehmern am Gottesdienst und in einer großen Gemeinde findet, die Fülle von Spezialaktivitäten und der Mangel an lebendiger und belebender geistlicher Gemeinschaft sind schon Hindernisse, die jemandem, der sich neu damit auseinandersetzen muß, viel Geduld, Einfühlungsvermögen und Lernbereitschaft abfordern, wenn sie genommen werden sollen.

Dazu kommt, daß eine bodenständige Gemeinde in der Regel ihre Tradition und Praxis oder auch ihre gerade eingeführte Neuerung höher einschätzt als alle Erfahrungen, die neue Mitglieder mitbringen können. Hier muß man aber aufeinander zugehen, wenn man zusammenkommen will. Wer einfach fordert, daß der „Neuling“ sich alleine zurechtfinden und einordnen muß, verfehlt die uns heute durch die Aussiedler erneut gestellte Aufgabe, die neu Hinzukommenden so aufzunehmen, daß sie nicht als „Anfänger“ behandelt werden, sondern als bewährte und besonders geprüfte Brüder und Schwestern im Herrn mit uns zusammen „nicht unter Fremdlingen, sondern Gottes Freunde und Hausgenossen“ sind.

Die Aussiedler und Vertriebenen werden ihrerseits für unsere Gemeinden als Dank für das Heimischwerden unter uns all das einbringen, was sie

durch ihr Leben und Leiden unter dem Kreuz in schweren Jahren durch Gottes Gnaden an geistlichen Gaben empfangen haben und von der Treue Gottes bezeugen können.

Die kirchliche Eingliederung von Vertriebenen und Aussiedlern ist nicht „organisierbar“, sie ist ein Stück der Kirchengeschichte, die von den Wundern und der Barmherzigkeit Gottes Zeugnis ablegt. Die Liebe Gottes hat einen langen Atem. Als Kinder Gottes sollen auch wir die Geduld der Liebe üben, wir, d.h. Christen, die als Exulanten kommen, und Christen, die in ihrer alten Heimat geblieben sind. Liebe weiß viele Wege, wo manches ausweglos scheint. Und die Kirche Christi ist Heimat und Zuflucht für alle.

Anmerkung

1 Die Kirchenleitung der VELKD hat am 9. Januar 1980 folgenden Beschluß zur kirchlichen Betreuung der Rußlanddeutschen gefaßt:

„Die Kirchliche Gemeinschaft der Evangelisch-Lutherischen Deutschen aus Rußland e.V. hat die Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands gebeten, die kirchliche Betreuung der Aussiedler aus der UdSSR dadurch zu fördern, daß sie die Landeskirchen bittet, für die kirchliche Gemeinschaft und Sammlung dieser aus Rußland kommenden Gemeindeglieder die notwendige Hilfe zu leisten.

Die bisherigen Erfahrungen machen deutlich, daß für die rußlanddeutschen Christen, die ihren Glauben unter schwierigsten Lebensbedingungen bewährt haben, eine zusätzliche und konzentrierte kirchliche Betreuung und Gemeinschaft erforderlich ist, wenn sie den Weg von ihrer kirchlichen Tradition in das kirchliche Leben in der Bundesrepublik Deutschland finden sollen.

Diese Gemeinschaft können sie innerhalb unserer Kirchen dort finden, wo sie sich unter dem Wort der Schrift und in ihrer Tradition entsprechenden Gebetsstunden und Gottesdiensten versammeln können.

Wir bitten um dieses notwendigen pastoralen Dienstes willen die Gliedkirchen, die im Rahmen der Kirchlichen Gemeinschaft der Evangelisch-Lutherischen Deutschen aus Rußland e.V. sich sammelnden oder schon vorhandenen örtlichen Gruppen in dreifacher Weise zu unterstützen:

1. Durch Erinnerung der zuständigen Ortspfarrer an ihre besondere Verantwortung für diesen durch sein Schicksal besonders geprägten Personenkreis.
2. Durch Bereitstellung ausreichender kirchlicher Räume für gottesdienstliche und sonstige gemeindliche Veranstaltungen dieser Gruppen.
3. Durch Beauftragung geeigneter, von der Kirchlichen Gemeinschaft der Evangelisch-Lutherischen Deutschen aus Rußland e.V. vorgeschlagener rußlanddeutscher „Brüder“ als Prädikanten für den Dienst in diesen örtlichen Gemeinschaften. Bei den Brüdern handelt es sich um Laien, die schon in der Heimat Gemeinden geleitet oder aushilfsweise versorgt haben. Ihnen sollten für ihren Wirkungsbereich auch Trauungen, Beerdigungen und die Darreichung der Sakramente übertragen werden. Es ist wünschenswert, daß diese Prädikanten auch zu Diensten in anderen Gemeinden herangezogen werden.

Die Stärkung des geistlichen Lebens der Rußlanddeutschen in unseren Kirchen und hilfreiche Erfahrungen dieser Gruppen werden auch der Verbundenheit mit den lutherischen Gemeinden in den UdSSR dienen.“